



List

Joanne Harris

Denk an mich in der Nacht

Roman

Aus dem Englischen von Adelheid Zöfel

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
ISBN 978-3-471-35025-X
© Frogspawn Ltd 1992, 2008
© der deutschsprachigen Ausgabe
2010 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Slimbach
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Einleitung

Überlebensgroß, Gesicht und Hände beängstigend blass, auf einer Leinwand, die so dunkel, schmal und länglich ist wie ein Sarg, die Augen unergründlich wie die Unterwelt, die Lippen rot wie Blut – so blickt Proserpina in traumverlorener Trauer auf etwas, das sich außerhalb des Bildrands befindet. In der Hand hält sie einen Granatapfel, den sie gedankenversunken an die Brust drückt und dessen goldene Vollkommenheit aufgebrochen ist durch einen karmesinroten Spalt – der Beweis dafür, dass Proserpina von dem Apfel gegessen und dadurch ihre Seele verwirkt hat. Sie muss von nun an die Hälfte des Jahres im Reich der Schatten verbringen und scheint düster-wehmütig die letzten Strahlen der fernen Sonne herbeizusehnen, deren Abglanz auf der mit Efeu bewachsenen Mauer sichtbar ist.

Oder jedenfalls sollen wir das glauben.

Doch sie ist eine Frau mit vielen Gesichtern, diese Königin der Unterwelt; darin liegen ihre Macht und ihr Zauber. Bleich wie Weihrauch steht sie da, und es ist nicht die Helligkeit des ihr Gesicht umrahmenden Vierecks, die auf ihre Haut fällt – nein, sie leuchtet von innen heraus. Ihre Pose wirkt erschöpft und träge von der Last der Zeitalter, ist aber gleichzeitig erfüllt von der Kraft ihrer Unverwundbarkeit. Niemals begegnet ihr Blick dem des Betrachters, und doch fixieren die Augen einen ganz bestimmten Punkt, der sich gleich hinter der linken Schulter des Betrachters zu befinden scheint – ein anderer Mann vielleicht, dazu verurteilt,

die grauenvollen Verzückungen zu kosten, die ihre Liebe ihm schenken wird, auch er ein Erwählter. Die Frucht, die Proserpina in der Hand hält, ist rot wie ihre Lippen, so rot wie das Herz in seinem Innersten. Und wer weiß, welche Gelüste, welche Ekstasen in diesem karmesinroten Fruchtfleisch verborgen sind? Wer kann sagen, welche überirdischen Wonnen in diesen Samen schlummern und nur darauf warten, geboren zu werden?

Aus *Das Edelfräulein – The Blessed Damozel*
von Daniel Holmes

Prolog

There's rosemary, that's for remembrance;
pray you, love, remember.
Hamlet, 4. Akt, 5. Szene

Als Kind hatte ich unendlich viele Spielsachen. Meine Eltern waren reich und konnten sich alles leisten, glaube ich, selbst damals. Ein bestimmtes Spielzeug ist mir besonders deutlich in Erinnerung geblieben: der Zug. Er hatte keine Lokomotive zum Aufziehen, man konnte ihn auch nicht hinter sich herziehen, nein, er ratterte durch seine eigene Welt, gefolgt von einer weißen Dampfwolke. Immer schneller sauste er einem Ziel entgegen, das er nie erreichte. Er befand sich in einem Brummkreisel. Die untere Hälfte des Kreisels war rot angemalt, während die obere aus durchsichtigem Zelluloid bestand, unter dem sich ein ganzer Kosmos drehte, funkelnd und blitzend wie Edelstein. Kleine Hecken und Häuser und darüber das gemalte Himmelszelt, das so strahlend blau leuchtete, dass einem beim Hinschauen fast die Augen weh taten. Das Beste war allerdings: Wenn man mit dem kleinen Griff pumpte (»du musst mit dem Griff vorsichtig umgehen, Danny, der Kreisel darf sich nicht zu schnell drehen«), dann kam der Zug tapfer angepafft, wie ein Drache, der hinter Glas gefangen und durch einen Zauberbann auf Zwergengröße geschrumpft war. Zuerst fuhr er ganz langsam, doch dann wurde er immer schneller, immer schneller, bis Häuser und Bäume zu einem undefinierbaren Nebel verschwammen und das Jaulen des Kreisels in das triumphierende Schrillen der Pfeife überging, als würde der kleine Zug vor Freude darüber, dass er schon fast am Ziel war, laut jubeln.

Mutter warnte mich, wie gesagt, hin und wieder, ich dürfe den Kreisel nicht zu heftig pumpen, sonst könne er kaputtgehen (deshalb behandelte ich ihn immer sehr behutsam, für den Fall, dass sie recht haben sollte). Aber vermutlich glaubte ich schon als Kind, dass der Zug, wenn ich auch nur einen Moment nicht aufpasste, eines Tages sein mysteriöses, unmögliches Ziel doch noch erreichen würde, wie eine Schlange, die sich selbst auffraß, den Schwanz zuerst, und auf einmal würde er in die reale Welt einbrechen, fauchend und zischend, der Stahl würde in dem stillen Kinderzimmer Funken sprühen, und die Lokomotive käme auf mich zu-gerast, als Rache für die endlose Gefangenschaft. Und vielleicht freute ich mich auch deshalb so an diesem Spielzeug, weil ich wusste, dass ich diesen Zug beherrschte: Dadurch, dass ich vorsichtig war, hielt ich ihn weiterhin gefangen und konnte ihn nach Lust und Laune beobachten. Sein Himmel, seine Hecken, seine wilde Fahrt durch die Welt, all das gehörte mir, nur mir allein, ich konnte ihn in Bewegung setzen, wann immer ich wollte. Weil ich aufpasste. Weil ich klug war.

Aber andererseits – vielleicht stimmt das alles gar nicht. Ich glaube, ich war kein besonders phantasiebegabtes Kind. Jedenfalls war ich weder morbide noch überempfindlich. Das kam erst durch Rosemary – bei mir, bei uns allen, würde ich sagen. Sie verwandelte uns wieder in Kinder, sie herrschte über uns wie die böse Hexe im Pfefferkuchenhaus, und wir waren kleine Pfefferkuchenmänner, die im Kreis rannten, kleine Züge unter Zelluloid, während sie spöttisch lächelnd zuschaute und den Griff betätigte, um die Räder in Bewegung zu setzen.

Meine Gedanken wandern. Ein schlechtes Zeichen. Wie die Falten um meine Augen und die kahle Stelle auf meinem Kopf. Auch das hat mit Rosemary zu tun. Als der Priester sagte: »Asche zu Asche, Staub zu Staub«, blickte ich auf und

glaubte sie zu sehen – nur einen Moment lang. Sie lehnte an dem Weißdornbaum, ein Lächeln in den Augen. Wenn sie mich angeschaut hätte, dann hätte ich geschrien. Aber sie schaute Robert an.

Robert war kreidebleich, sein Gesicht unter dem Hut hohl und verhärtet. Aber nicht, weil er sie gesehen hatte. Ich war der Einzige, der sie wahrnahm. Und auch ich sah sie nur kurz. Bei anderen Lichtverhältnissen hätte ich sie vermutlich gar nicht bemerkt. Aber ihre Anwesenheit entging mir nicht. Ich sah sie. Und das ist, mehr als alles andere, der Grund, weshalb ich Ihnen jetzt schreibe, Ihnen, meiner Zukunft jenseits des Grabes. Ich will Ihnen von mir erzählen, von mir, von Robert und von Rosemary ... ja, von Rosemary. Denn sie erinnert sich noch, müssen Sie wissen. Rosemary erinnert sich.

Eins

Es war ein wunderschöner Herbsttag, frisch und klar, der Boden mit buntem Laub bedeckt und der Himmel so rund und blau wie der Himmel, unter dem vor vielen Jahren der kleine Zug im Kreis gerattert war. Nicht viele Menschen hatten sich versammelt: ich, Robert und ein paar andere, alle in Schwarz, ihre Gesichter verschwammen im Sonnenlicht. In meiner Erinnerung tritt nur Robert deutlich hervor, bleich und schmerzverzerrt. Es tat mir weh, ihn anzuschauen.

»Nur weiße Blumen«, hatte die Anzeige in den *Cambridge News* befohlen, und an jenem Tag waren es Hunderte: Lilien und Rosen und üppige Chrysanthemen säumten die Grube und den Weg, sie bedeckten den Sarg, als er versenkt wurde. Der Blumenduft war überwältigend, doch das dunkle Aroma, das der Erde entströmte, war noch stärker, und als der Priester die letzten Worte der Liturgie sprach, trat ich vom offenen Grab zurück, wie ein Mann von einer Klippe. Beim Gedanken an meinen Freund fühlte ich mich elend, und mir war seltsam schwindelig. Vielleicht kam das von den Blumen.

Robert hatte eine hübsche Stelle für sie ausgesucht: ganz hinten auf dem Friedhof, gleich an der Mauer, unter den schattenspendenden Zweigen eines Weißdornbaums und einer Eibe. Der Todesbaum stand Arm in Arm mit dem Baum des Lebens, und die leuchtend roten Beeren der beiden Bäume schienen die Trauer der Hinterbliebenen zu verhöhnen. Es war, als hätten sie einen Pakt mit der Schönheit des Tages geschlossen und sich mit den prächtigsten Farben geschmückt, um Rosemarys Abschied von der Welt zu feiern. Im Sommer ist es bestimmt sehr angenehm hier, dachte ich, schattig, grün und still. Dieses Jahr waren wegen der Beerdi-

gung der Schierling und die hohen Gräser entfernt worden, aber sie würden nachwachsen.

Nachwachsen.

Der Gedanke beunruhigte mich irgendwie, aber ich konnte mir nicht erklären, warum. Lasst die Pflanzen doch ruhig wachsen und in diesen Ort der Stille eindringen, lasst sie das Grab und den Stein und die Erinnerung an Rosemary für immer überwuchern. Lasst Blumen aus ihren blinden Augen wachsen. Ach, wenn dies doch nur das Ende wäre, dachte ich. Wenn wir sie einfach vergessen könnten! Doch Robert würde sich an sie erinnern, das war klar. Robert liebte sie.

Es war im Frühjahr 1947, als Rosemary in unser Leben trat. Ich überquerte Magdalene Bridge, nicht weit vom Wehr, um mit Robert im Teashop noch einen Tee zu trinken, ehe wir in die Bibliothek gingen. Ich war fünfundzwanzig und schrieb an meiner Doktorarbeit über die Präraffaeliten (eine damals sehr missachtete Schule der Malerei, die ich gern wieder in Mode bringen wollte). Ich lebte in der Welt der Bücher und der kategorischen Imperative; das entsprach meiner zurückhaltenden und etwas zwanghaften Persönlichkeit. Die Steine und die gepflasterten Straßen von Cambridge verströmten seit Jahrhunderten Ruhe und Frieden, und für mich war dies der ideale Hintergrund bei meinen Studien und eine Zuflucht vor den verwirrenden Anforderungen der modernen Welt. Ich lebte in der Vergangenheit und war glücklich dort.

Ich hatte einen guten Freund, ein sehr schönes Zimmer in Grantchester und erhielt von meinem Vater ein großzügiges monatliches Taschengeld, zusätzlich zu meinem Stipendium von der Fakultät. Ich ging davon aus, dass ich nach Abschluss meiner Doktorarbeit eine Stelle als Dozent an der Universität antreten würde, vielleicht weiterhin am Pembroke College, wo mein Tutor, Doktor Shakeshafte, seit jeher große Hoffnungen in mich setzte. Mein Leben war bis

ins Detail durchgeplant, sauber und präzise wie die Gartenanlagen und die Rasenflächen von Cambridge, und ich kam nie auf den Gedanken, diesen Plan in Frage zu stellen oder meine Erwartungen höher zu schrauben.

An diesem Tag nun – die helle Morgensonne spiegelte sich golden in den kleinen Fenstern des Magdalene College – war ich zufrieden mit mir und der Welt. Als ich auf der Brücke meinen Schritt beschleunigte, begann ich leise vor mich hin zu singen. Doch da hörte ich unter mir ein Geräusch und blieb abrupt stehen.

Ich frage mich manchmal, was passiert wäre, wenn ich das Geräusch nicht beachtet hätte, wenn ich über die Brücke gerannt wäre, als ginge es um mein Leben, ohne einen Blick zurück, aber diese Alternative zog ich in dem Moment gar nicht in Erwägung. Sie hatte alles viel zu sorgfältig geplant. Es war nicht zu überhören, dass etwas in den Fluss gestürzt war.

Es war Frühling, und der Cam führte so viel Wasser wie sonst nie. Keine hundert Meter von der Brücke entfernt rauschte das Wehr, und wenn jemand hier in den Fluss sprang, geriet er unweigerlich in seinen Sog und ertrank. Deshalb war es auch verboten, jenseits dieser Brücke Stocherkahn zu fahren. Allerdings wäre wohl auch niemand so dumm gewesen, das auszuprobieren. Einen Moment lang zögerte ich und spähte über das Geländer. Was war ins Wasser gefallen? Ich hielt Ausschau nach einem Holzstamm oder einer zerbrochenen Ruderstange. Da erst sah ich sie, ich sah den blassen Schatten eines Gesichts, das helle Kleid, das sich um ihre Gestalt bauschte, tiefliegende Augen, die Züge konturlos, als wäre sie bereits ein Geist.

»Hallo!«, rief ich laut. Ich sah, wie ihr Kopf sich im schnell fließenden Wasser seitwärts neigte, wie der eines müden Kindes, das sich auf sein Kissen legt. Kein Schrei, keine Handbewegung, nichts. Fast dachte ich, ich würde mir das alles nur

einbilden, so unwirklich war ihre Erscheinung. Doch dann erfasste ich plötzlich die Situation: Dies war kein Unfall, kein Traum – nein, eine verzweifelte junge Frau war eine halbe Minute vom Tod entfernt, und ich schien der Einzige zu sein, der sie noch retten konnte. Also rannte ich los – und genau darauf hatte sie spekuliert. Ich zog meinen Mantel, mein Jackett und die Schuhe aus, während ich das Ufer entlangrannte. Die Brille rutschte mir fast von der Nase. »Halt! Warten Sie! Miss! Junge Frau!«, schrie ich keuchend. Aber sie schien mich nicht zu hören. Ich überholte sie, versuchte, mich gegen den Kälteschock zu wappnen, und sprang ins eisige Wasser, ein paar Meter flussabwärts von ihr. Zum Glück spürte ich den Schlamm des Flussbetts unter den Füßen – ich konnte noch stehen. Sie trieb langsam auf mich zu, ich griff nach ihr, erwischte ihr Kleid und ließ es nicht mehr los, meine Hände umklammerten es wie ein Schraubstock. Der dünne Stoff riss, doch nun bekam ich die junge Frau, die schon halb ohnmächtig schien, richtig zu fassen. Mit aller Kraft hielt ich sie fest, während ich mich zur Brücke zurückkämpfte. Ich habe nicht die geringste Ahnung, wie lange ich brauchte oder wie ich es überhaupt schaffte. Ich war noch nie ein besonders zupackender Mensch, aber ich nehme an, damals hatte ich die Jugend und die mangelnde Lebenserfahrung auf meiner Seite, und irgendwie gelang es mir, sie und mich an dem schrägen Backsteinufer an Land zu hieven. Zuerst schob ich die junge Frau aus dem Wasser, dann kletterte ich hinterher. Eine Weile blieb ich am Ufer liegen, röchelnd und mit leichtem Nasenbluten. Die Frau rührte sich nicht, sie blieb so, wie ich sie hingelegt hatte: den Kopf leicht nach hinten geneigt, die Arme ausgebreitet. Aber ihre Augenlider flatterten, und sie atmete regelmäßig. Bestimmt friert sie!, schoss es mir durch den Kopf, also holte ich schnell meinen Mantel, das erste meiner Kleidungsstücke, die ich am Flussufer abgeworfen hatte, und legte ihn ungeschickt um ihre

Schultern. Irgendwie hatte ich jetzt, da sie nicht mehr in unmittelbarer Lebensgefahr schwebte, sehr große Hemmungen, sie zu berühren – als könnte sie böse auf mich werden, weil ich nicht die gebührende Distanz wahrte.

Mein zweiter Gedanke war an Schlichtheit kaum zu übertreffen: Wie wunderwunderschön sie ist!, dachte ich.

In Cambridge herrschte kein Mangel an hübschen Frauen. Man traf sie auf Partys, im Theater oder bei den großen Bällen, sie gingen Arm in Arm mit den jungen Männern in den Gärten spazieren oder fuhren mit ihnen auf dem Cam Stocherkahn. Doch diese Frau schien aus einem anderen Jahrhundert zu stammen. Sie war auffallend schmal und wirkte fast durchsichtig, wie edelstes Porzellan, blass, tragisch und zart. Sie hatte hohe Wangenknochen, volle Lippen und feine Gesichtszüge, die an ein Kind erinnerten. Ihre Haare waren, wenn sie getrocknet waren, vermutlich rot. Aber ihre Schönheit beruhte nicht auf diesen Einzelheiten. Diese Frau besaß eine flackernde, lodernde, arrogante Art von Schönheit, die den Eindruck erweckte, als hätte sie die Alternative der Hässlichkeit in Erwägung gezogen, allerdings nur, um stattdessen noch viel heller zu strahlen. Sie war eine dieser Frauen, das wusste ich gleich, die am anziehendsten wirkten, wenn sie in Lumpen gekleidet waren; vielleicht hatte König Cophetua das auch gedacht, als er das erste Mal das Bettlermädchen sah. Da schlug sie die Augen auf. Sie waren dunkelgrau oder vielleicht lavendelblau, zuerst blicklos, doch dann fixierten sie mein Gesicht mit einer so wilden Intensität, dass sich mein Herz zusammenzog.

»Ich bin nicht tot?«, flüsterte sie.

»Nein, Sie sind nicht tot«, antwortete ich beklommen.

»Alles wird wieder gut.«

Natürlich habe ich damals nichts geahnt. Ich sagte das nur, um sie zu trösten. Aber nichts wurde wieder gut. Nie wieder.

Zwei

Die Tigerkatze sprang auf Alices Knie, als wollte sie ihr Frauchen daran erinnern, dass sie schon beinahe eine halbe Stunde auf diesem Stuhl saß und vor sich hin starrte. War es nicht allmählich an der Zeit, etwas zu arbeiten? Seufzend küsste Alice ihre Katze, die auf den schönen Namen Cat hörte, auf die Stirn und setzte sie auf den Boden.

Maunzend drehte sich Cat auf den Rücken, um zu spielen, und schlug übermütig mit den Pfoten in die Luft. Alice grinste amüsiert und warf dann einen Blick auf ihren Skizzenblock. Da waren die lebensechten Konturen einer schlafenden Katze zu sehen, kräftige Bleistiftstriche für Körper und Pfoten, die feineren Details skizzenhaft mit brauner Tusche herausgearbeitet.

Gar nicht so übel, dachte sie. Und es grenzte ja schon an ein Wunder, wenn es ihr gelang, Cat einzufangen, weil sie selten auch nur eine Minute lang stillhielt. Ein echtes Kunstwerk war das Bild allerdings nicht. Seit einem halben Jahr hatte sie nichts Ernsthaftes mehr gemalt. Es wurde allmählich Zeit, wieder anzufangen. Letztes Jahr hatte sie in der Galerie Kettle's Yard eine ziemlich erfolgreiche Ausstellung gehabt, die ihr einen einträglichen Vertrag gebracht hatte: Sie durfte eine Reihe traditioneller Kindergeschichten illustrieren. Aber seitdem fiel ihr nichts mehr ein, und so wie es aussah, hatte sie dieses Jahr nicht viel Neues vorzuweisen. Tja, so war das eben. Ihre Bilder – die guten – brauchten viel Zeit und viel Inspiration. Und die Ideen kamen – oder

sie kamen eben nicht. Es hatte keinen Sinn, wenn sie sich deswegen Sorgen machte. Dadurch verkrampfte sie sich nur, und dann ging gar nichts mehr. Alices Blick fiel auf die drei offiziell aussehenden Briefumschläge, die an ihrem Pinnbrett hingen (selbst aus der Ferne konnte sie auf einem von ihnen das blumige »Red Rose«-Logo erkennen). Sie seufzte. So verdient man sich seinen Lebensunterhalt, dachte sie mit leisem Sarkasmus. Groschenhefte. Liebesromane für Jugendliche. Nur ihnen hatte sie es zu verdanken, dass sie noch nicht gezwungen war, sich am unterprivilegierten Ende der Mill Road mit zwei Studentinnen eine Wohnung zu teilen und Sozialhilfe zu beantragen. Bei diesem Gedanken wurde sie plötzlich ganz wütend. Sie erhob sich abrupt und ging ans Fenster. War das alles, was ihr blieb? Illustrationen für Kitschromane? Sie hatte etwas Besseres verdient. *Keltische Märchen* war das erste richtig spannende Projekt gewesen, gleich nach ihrer Ausstellung in Kettle's Yard, die den Titel »Abenteuerlust« getragen hatte, und danach ... Alice zuckte die Achseln. Ach, was soll's, vergiss es, sagte sie zu sich selbst. Es half nichts, wenn sie hier herumsaß und schmollte.

Sie zog ein Sweatshirt über, passend zu ihren Jeans, und schlüpfte in ihre alten, ausgetretenen Turnschuhe. Mit einem Reißnagel heftete sie die halbfertige Skizze an das Pinnbrett und fuhr sich mit den Fingern durch die kurzen braunen Haare. Ein Kamm war da überflüssig. Jetzt war sie bereit, sich der Welt zu stellen und auf die sonnige Straße hinauszutreten. Es war warm und roch nach Goldlack und Magnolien. Sie atmete tief durch, um das überraschend angenehme Gefühl auszukosten.

Es war schon eine ganze Weile her, dass sie das letzte Mal zu Fuß in die Innenstadt von Cambridge gegangen war. Eigentlich komisch. Früher, als Joe und sie noch studierten, hatten sie das Stadtzentrum mit seinen Geschäften, den klei-

nen Galerien und den von Linden gesäumten Straßen mit dem holperigen Kopfsteinpflaster sehr geliebt. Ach, das gehörte alles der Vergangenheit an. Alice wollte nicht an Joe denken. Sie wollte sich auch nicht ausmalen, wie es wäre, wenn er neben ihr stünde und das Schaufenster studierte, mit zusammengekniffenen Augen, die Hände in den Hosentaschen.

Nein. Den Gedanken an ihn musste sie weit weg schieben.

Plötzlich war sie ganz bedrückt. Das kam davon, wenn sie an Joe dachte. Und dann noch diese Hitze! Und die vielen Menschen hier in Cambridge mit ihren Kameras, ihren College-Schals und ihrem unbekümmerten Geplapper.

Ihr Lieblingscafé – oder Teashop, wie man hier sagte – war gar nicht weit weg. Sie bekam sogar einen Platz am Fenster. Eigentlich wollte sie einen Earl Grey trinken, aber dann bestellte sie sich stattdessen eine heiße Schokolade mit Sahne und dazu ein großes Stück Schokoladenkuchen. Irgendetwas in ihr reagierte positiv auf Schokolade.

Das Copper Kettle war ein sehr nettes Lokal. Als Studentin hatte sie oft stundenlang hier gesessen, Earl Grey oder heiße Schokolade mit Sahne getrunken und vor sich hin geträumt, ohne auf die Zeit zu achten. Es hatte ihr Spaß gemacht, die Menschen zu beobachten, die draußen auf der Straße vorbeigingen. Heute saß sie wieder an diesem Fenster und schaute auf dieselbe Straße hinaus. Die Luft war verraucht, aber man ahnte auch den Duft von Kakao und altem Leder. Alice blickte die King's Parade hinunter. Drüben war das Senate House, dessen leuchtend weiße Steine das Sonnenlicht reflektierten. Und die Fassade des King's College, golden und warm. Links von ihrem Fenster, ein Stückchen weiter weg, sah man hinter dem hohen Zaun die roten Backsteinmauern des St. Catherine's College schimmern. Das Licht in Cambridge war anders als irgendwo sonst, soweit Alice das beurteilen konn-

te, warm, schläfrig, golden, und wie auf einem Bild von Dalí schienen die Türme und die verwunschenen Gärten in der Sonne dahinzuschmelzen. Was für eine bezaubernde Stadt, dachte Alice, eine Stadt der Illusionen, der Geister und der Träume. Auch die Studenten wirkten irgendwie abwesend und weit weg, obwohl sie sich so lebhaft unterhielten. Vermutlich war ihnen trotz allem bewusst, dass ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer war, dass sie nichts anderes waren als die flüchtigen Träume dieser alten Steine und Mauern.

Wenn sie die Studenten anschaute, kam sich Alice richtig alt vor. Sie sah sich selbst, wie sie früher war: ein bisschen dünner als jetzt, mit langen, wilden Haaren, in abgeschnittenen Jeans und ausgeleierten Pullovern oder mit indischen Flatterröcken und bunten Perlenketten. Immer mit dem Fahrrad unterwegs, auch bei Regen, und nachts waren sie oft über die Zäune geklettert. Und dann, mit Joe in seinem schmalen Bett. Hatten sie das damals auch schon empfunden, fragte sie sich, dieses Gefühl von Schicksal? Dass das Leben viel zu kurz war und alles vergänglich? Hatten sie die erbarmungslose Nähe des Todes gespürt?

Alice schloss die Augen und bemühte sich, gar nichts mehr zu denken.

Plötzlich hörte sie in dem gedämpften Gemurmel des gutbesuchten Teashops eine Stimme. Sie schlug blitzschnell die Augen wieder auf. In ihrem Herzen spannte sich etwas, wie Draht, und sie konnte sich nicht dagegen wehren. Ja, sie kannte diese Stimme, den nordenglischen Akzent – wie oft hatte sie mit Joe hier im Copper Kettle gesessen und ihm zugehört, wie er ihr von seinen neuesten Entdeckungen vorschwärmte, von Jaco Pastorius und Roy Harper und dass der Marxismus die Welt verändern wird ...

Sie schaute sich um. Hatte sie es sich vielleicht doch nur eingebildet? Seit drei Jahren hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Seit er ausgezogen war. Es war lächerlich, dass sie

trotzdem noch dieses Ziehen im Herzen spürte. Es war lächerlich, dass sie jetzt verstohlen nach ihm Ausschau hielt, als könnte er tatsächlich irgendwo sitzen. Und selbst wenn – er war garantiert mit einem Mädchen zusammen.

Eigentlich glaubte sie fest, dass sie sich geirrt hatte und dass es gar nicht seine Stimme gewesen war, aber dann entdeckte sie ihn. Er saß an einem Tisch in der Ecke. Wie gut sie dieses Gesicht kannte, seine Kopfhaltung, die signalisierte, dass er aufmerksam zuhörte, eine Zigarette in der Hand, die Schultern schief, die Haare wirr in der hohen Stirn, eine runde Nickelbrille, durchdringend blaue Augen. Er hatte also wieder angefangen zu rauchen. Alice erinnerte sich an den Geruch seiner Zigaretten, immer hatte alles nach Rauch gerochen, seine Kleider, seine Haare.

Ihr wurde noch schwerer ums Herz. Er war nicht allein. Bei ihm war ein Mädchen, dessen Gesicht größtenteils im Schatten lag, aber Alice bekam immerhin einen Eindruck von ihrer zarten, grazilen Figur, dem eleganten Schwung des Schlüsselbeins unter der dichten roten Haarmähne. Tja – hatte sie etwas anderes erwartet? Es war doch klar, dass Joe eine Neue hatte. Nach so langer Zeit –

Wieder hörte sie seine Stimme. Sie schob ihren Stuhl zurück, um zu gehen. Der Draht in ihrem Herzen zuckte wieder.

Was Joe sagte, konnte sie nicht verstehen, aber sie kannte den Tonfall. Der Rauch seiner Zigarette umnebelte sein Gesicht, was seine Züge beängstigend durchsichtig wirken ließ, aber im Halbdunkel konnte man doch ein Lächeln ahnen.

Eine Erinnerung – schon lange irgendwo in den Tiefen ihres Gedächtnisses gespeichert – wendete sich wie ein totes Blatt. Plötzlich erschien Alice der kleine Teashop viel zu leer, und sie floh hinaus ins Freie. Hoffentlich hatte Joe sie nicht gesehen. Trotzig presste sie die Lippen aufeinander. Es passte ihr gar nicht, dass diese Begegnung sie so tief be-

rührte, aber sie kam nicht dagegen an. Sie ärgerte sich, und dieser Ärger trieb sie an. Sie ging immer schneller, verließ die Innenstadt, und eine gute Stunde später merkte sie, dass sie bis nach Grantchester gelaufen war, ohne es zu planen. Aber eigentlich wunderte sie sich nicht – laufen war für sie die beste Art, mit Stress umzugehen. In den Wochen und Monaten nach der Trennung von Joe war sie sehr viel zu Fuß unterwegs gewesen. Jetzt verlangsamte sie ihr Tempo und schaute sich um.

Vor ihr war eine Kirche. Ein runder Turm überragte die Bäume. Alice kannte sich hier nicht besonders gut aus, obwohl sie natürlich schon öfter in Grantchester gewesen war. Aber sie fühlte sich angezogen von dieser kleinen Kirche, und die Bäume rauschten einladend. Der Rasen vor der Kirche war sauber gemäht, die Gräber wirkten gepflegt und ordentlich. Die Kirche und der dazugehörige Friedhof waren von einer kompakten alten Mauer umgeben. Zwischen den Steinen und den monumentalen Grabmälern verlief ein kleiner Pfad, hierhin und dorthin, und Alice ließ sich von ihm leiten, wie von einem Freund. Sie las die Inschriften. Manche waren sogar noch älter, als sie gedacht hatte: Unter einem Baum fand sie einen Grabstein mit der Jahreszahl 1690. Die anderen waren alle etwas jüngeren Datums. Als sie zur Rückseite der Kirche gelangte, sah sie, dass der Pfad sie in einen zweiten Friedhof führte, der mit seinen Zedern und Apfelbäumen noch verwunschener aussah als der erste. Ein Eichhörnchen huschte über den Weg und kletterte die mit Efeu bewachsene Mauer hinauf. Am Ende des Wegs war in der Mauer ein Torbogen mit einer halb geöffneten Tür. Dahinter befand sich ein dritter Friedhof, der offenbar ziemlich neu angelegt war. Er wurde ebenfalls durch eine Mauer gegen die Straße geschützt, war aber erst halb belegt.

Manchmal geschieht es, dass Menschen durch einen Zufall an den Ort ihrer Bestimmung geführt werden. Und es

kann sein, dass die verschiedenen Ereignisse irgendwie miteinander verbunden sind, wie die Webfäden eines Wandteppichs – ein Bild geht ins nächste über, und die wenig kunstvollen Verknüpfungen auf der Rückseite des Gewebes bewirken, dass die Heldin mit dem Verbrecher verschmilzt und dass Himmel und Meer eine unpassende Einheit bilden; die festen Begrenzungen brechen auf, und es entstehen befremdliche Berührungspunkte mit der anderen Seite.

Egal, wie sie es sich später zu erklären versuchte – Alice war davon überzeugt, dass an diesem Torbogen alles anfing. Von dem Moment an, als ihr Blick auf die Tür fiel, waren alle ihre Schritte und Entscheidungen vorbestimmt, ihr gesamtes Handeln diente der Erfüllung eines komplexen Plans, der viel umfassender, viel älter war als sie selbst. Es war wie beim Schneider von Gloucester in Beatrix Potters kleinem Buch – er verlor fast alles, weil ihm ein Strang mit kirschrotem Seidenfaden fehlte und er deswegen die Jacke und die Weste des Bürgermeisters, die dieser für seine Hochzeit bestellt hatte, nicht vollenden konnte. Und als Alice später zurückblickte und das zugrundeliegende Muster der Verkettung endlich sichtbar wurde, da sah sie vor ihrem geistigen Auge immer einen langen seidenen Faden, der zu der kleinen Tür in der Friedhofsmauer führte und sie auf die andere Seite des Bildes lenkte, dorthin, wo die gewohnten Regeln außer Kraft gesetzt waren und wo etwas darauf wartete, endlich zu erwachen.

Doch an dem Tag dachte sie nicht im Entferntesten an so etwas. Solche Gedanken kamen ihr erst später, mit Ginny und Joe. Jetzt war sie noch ganz entspannt. Alles schien so friedlich, eine heitere Ruhe erfüllte die Luft, als Alice die Tür vollends öffnete. Wunderschön gepflegte Gräber, überall Büsche und blühende Bäume. Ein paar Grabsteine standen zwar etwas schief, und manche verschwanden fast im Unterholz, aber insgesamt hatte man nicht den Eindruck, dass

der Friedhof vernachlässigt wurde. Es herrschte eine würdevolle Atmosphäre, als hätten sich alte Menschen erschöpft im Gras niedergelassen. Viele Gräber waren mit Blumen geschmückt, vielleicht von nahen Verwandten gepflanzt. Ja, es war ein guter Ort. Ganz hinten standen zwei Bäume, ein blühender Weißdorn und eine dunkle Eibe. Was für ein Kontrast! Die beiden Bäume warfen ihre Schatten auf ein Grab, das von der Vegetation beinahe verdeckt wurde. Alice wollte herausfinden, wem es gehörte. Es war zauberhaft, mit den langen Gräsern, dem Efeu und den beiden Bäumen, die es so harmonisch umrahmten, dass es schon fast ein bisschen übertrieben wirkte.

Sie trat näher und stellte fest, dass es keinen offiziellen Grabstein gab. Nirgends ein Name. Aber weil alles so elegant wirkte, vermutete sie, dass hier eine Frau lag. Auf der steinernen Platte stand eine schlichte kleine Skulptur: eine Tür, halb geöffnet und mit beweglichen Scharnieren. Dazu eine Widmung:

Etwas in mir erinnert sich und wird nicht vergessen.

Vorsichtig begann Alice, das Efeukraut wegzuzupfen. Die Wurzeln waren lang, aber trocken, sie lösten sich leicht und hinterließen bleiche Narben auf dem alten Stein. Und ganz unten auf der Platte war tatsächlich eine Inschrift. Sie war neuer, als Alice nach dem Zustand des Grabs vermutet hätte. Da stand:

*Rosemary Virginia Ashley
August 1948*

Sie suchte nach weiteren Informationen – ob Rosemary verheiratet gewesen war, woran sie gestorben war, wer der Geliebte oder Ehemann gewesen sein mochte, der versprach,

nie zu vergessen. Doch sie fand nichts. Also legte sie den Efeu wieder auf die Inschrift – sie wollte das Grab möglichst so zurücklassen, wie sie es angetroffen hatte. Irgendwie erschien es ihr nicht richtig, dass es unbedeckt blieb, wie eine offene Wunde.

Ihre Gedanken wanderten, und es dauerte einen Moment, bis ihr bewusst wurde, dass sie, als sie die letzte Ranke zurücklegte, zwischen den Efeublättern ein dünnes Metallplättchen spürte. Zuerst dachte sie an den Ring einer Cola-Dose – das Plättchen war leicht und an den Rändern ziemlich scharf. An einem Ende befand sich ein kleines Loch, als wäre es irgendwo festgemacht gewesen, und es war teilweise mit Moos bedeckt. Trotzdem konnte Alice die Buchstaben entziffern:

*Rosemary
zur Erinnerung*

Alices Herz schlug schneller. Das konnte kein Zufall sein. Dieser Anhänger war für *sie* bestimmt gewesen, für Rosemary. Bestimmt hatte ihn jemand bei ihrer Beerdigung aufs Grab gelegt. War er an einem Kranz oder Strauß befestigt gewesen? Dass sie dieses Plättchen gefunden hatte, machte alles für Alice noch viel realer. Und trauriger. Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie es wieder unter das Efeukraut schieben sollte, aber dann zuckte sie die Achseln und steckte es in die Tasche, ohne groß darüber nachzudenken. Sie überlegte sich gar nicht, was sie da machte. So wie die Katze des Schneiders von Gloucester den kirschroten Seidenfaden versteckt.

Sobald Alice zu Hause war, kochte sie sich einen Tee, nahm die Kanne mit in ihr Atelier (ein Tisch, eine Staffelei, ein Fenster, das nach Norden hinausging, ein Plattenspieler und

ein unordentlicher Stapel Schallplatten), holte einen dicken Aquarellblock aus dem vollgestopften Schrank und begann zu zeichnen. Die Idee war ihr ganz unerwartet gekommen, fertig und abgeschlossen war sie ihr von Grantchester bis hierher gefolgt, hatte sich geweigert, wieder zu verschwinden, und nun wuchs sie mit jedem Strich. Ohne Anstrengung konnte Alice ihre Idee auf das Papier übertragen, das innere Bild gewann an Tiefe und Dimension, als die Linien klarer wurden und Schatten, Sonnenlicht und Laub entstanden.

Eine Mädchengestalt, mit schmalen Schultern, im Halbprofil und leicht verdeckt durch ihre dichten Haare, barfuß, in einem langen weißen Kleid. Sie saß auf dem Boden und umschlang ihre Knie, den Kopf hatte sie in einem seltsam kindlichen Winkel vom Betrachter abgewandt. Um sie herum lange Grashalme, Blumen, wucherndes Unkraut. Im Hintergrund konnte man zwei nur schemenhaft skizzierte Bäume erkennen und, leicht gebeugt unter den Zweigen, die Umrisse einer – vermutlich männlichen – Gestalt. Alice trat einen Schritt zurück, um das Bild zu betrachten. Sie lächelte. Was sie sah, gefiel ihr. Es war eine bewusst präraffaelitische Komposition, die strukturierte Unordnung der Pflanzen bildete einen großartigen Kontrast zu der Ruhe, die von der jungen Frau ausging – sie war umgeben von einer mysteriösen Aura und schaute fasziniert zum Fluss, während die diffuse Figur im Hintergrund sie abwartend beobachtete.

Alice trank einen Schluck von ihrem Tee, der längst abgekühlt war, und dachte über die Farbgebung nach. Dann legte sie eine Schallplatte auf und begann, mit Tuschfarben zu arbeiten. Eine Spiegelung im Wasser ... das Kleid des Mädchens, nur andeutungsweise umrissen – das würde sie später mit Airbrush vervollständigen. Die Haare waren der einzige Farbtupfer in all den gedämpften Grün- und Grautönen. Gar nicht schlecht, dachte Alice. Aber so empfand sie oft im Rausch der Kreativität. Morgen stellte sich wahrscheinlich

heraus, dass es doch nichts Besonderes war. Trotzdem hatte sie bei diesem Bild ein so gutes Gefühl wie schon lange nicht mehr.

Es begann zu dämmern. Alice knipste die Lampen an und arbeitete weiter. Die erste Seite der Schallplatte spielte sie zweimal ab, bis sie es merkte und die Platte umdrehte. Die Rückseite ließ sie sogar dreimal laufen. Sie hörte ein Miauen an der Tür, die Katzen wollten gefüttert werden. Das Telefon klingelte, doch Alice ignorierte es. Acrylfarben traten jetzt an die Stelle der Tusche. Mit Spraytechnik gestaltete sie die drei Pole Himmel, Wasser und Kleid. Schließlich tauschte sie den dünnen Acryl-Pinsel gegen einen noch dünneren und arbeitete die Feinheiten bei den Blättern, beim Gras und bei den Haaren des Mädchens heraus. Dann trat sie wieder zurück, legte die Pinsel beiseite und begutachtete ihr Werk.

Da gab es keinen Zweifel: Dieses Bild war gut. Klar und schlicht genug, um als Poster oder Buchcover überzeugend zur Geltung zu kommen, klassisch genug, um in einer hellen, luftigen Galerie zu hängen, friedlich genug, um einen Kirchenaltar zu schmücken. Noch nie waren Tusche und Acryl bei ihr eine so geniale Verbindung eingegangen. Noch nie hatte Alice eine Komposition von solcher Dichte und Kraft geschaffen. Man konnte nicht anders – man musste einfach hinschauen. Sogar Alice selbst fing an, darüber zu spekulieren, wer das Mädchen sein könnte, welche Gedanken ihr durch den Kopf gingen und was die Figur im Hintergrund zu bedeuten hatte.

Lange, lange betrachtete sie ihr Werk, dann nahm sie den Pinsel und signierte es. Und nach kurzem Zögern schrieb sie in ihrer zarten, präzisen Kalligraphie den Titel des Bildes unter ihren Namen:

Erinnerung: Der Wahnsinn der Ophelia

Jetzt erst merkte sie, wie erschöpft sie war. Sie schaute auf die Uhr und erschrak. Schon fast zehn Uhr! Sie hatte den halben Nachmittag und den ganzen Abend durchgearbeitet. Allerdings war es eine angenehme Erschöpfung – als hätte die Arbeit sie von ihrem Kummer und von allen negativen Gedanken gereinigt. Und schon tauchten neue Ideen auf. Vielleicht hatte sie ja, nachdem ihr so lange nichts Gescheites gelungen war, endlich wieder eine kreative Phase. Vielleicht gab es noch mehr Ophelia-Bilder, eine ganze Serie, die sie dann im Sommer im Kettle's Yard ausstellen konnte. Ihre inneren Bilder drehten sich wie ein buntes Karussell, aber sie mussten warten, denn sie hatte jetzt einen Bärenhunger. Also machte sie sich etwas zu essen, fütterte die Katzen, ging ins Bett und schlief wie ein Stein, die ganze Nacht.

Eins

Ich hatte nicht vorgehabt, jemals zu ihrem Grab zurückzugehen. Nach der Beerdigung hielt ich mich drei Monate lang ganz bewusst von Grantchester fern, so als könnte ich, allein schon durch meine Anwesenheit, den Ort mit unruhigen Geistern erfüllen. Wenn sie in Frieden ruhte – umso besser. Aber ich war bestimmt nicht der Richtige, um über ihren ewigen Schlaf zu wachen. In meinem nervösen, verzweifelten Zustand, in den ihr Tod mich versetzt hatte, sah ich sie sehr oft. Oder ich bildete es mir jedenfalls ein. Eine junge Frau in Schwarz, die in ein Taxi stieg, das Profil leicht abgewandt. Ein Mädchen im Regen, deren Gesicht von einem dunklen Schirm verdeckt war. Einmal ein Mädchen am Fluss, die leuchtend roten Haare unter einem blassen Schal. Nein, ich wurde nicht von Geistern verfolgt, sondern sie verhöhnzte mich, sie berührte jeden Teil meines Lebens mit ihren zarten, spinnendünnen Fingern und ging überall hin, wo ich hinging.

Jedenfalls dachte ich das. Der Arzt erklärte mir, Überarbeitung und Kummer hätten zu einer Blutarmut geführt. Er verschrieb mir eine Aufbaudiät mit viel Wein und legte mir nahe, eine Woche oder zwei nicht zu arbeiten. Ich stellte heimlich meine eigene Diagnose, nahm den Rat des Arztes, was den Wein betraf, vielleicht etwas zu wörtlich, bekam eine Lungenentzündung und wäre fast gestorben.

Als ich zwei Monate später wieder Interesse am Leben bekam (meine Wirtin hatte mich die ganze Zeit gepflegt, als

ich zwischen den Welten schwebte, frei von Sorgen, ohne Kontakt zur beunruhigenden Wirklichkeit), war es schon zu spät. Robert war bereits mehr als zwei Wochen tot und auf demselben Friedhof begraben wie Rosemary, während ich im Dämmer Schlaf gelegen, mich hin und her geworfen, gestöhnt und wie immer nur an mich selbst gedacht hatte. Dabei hätte er mich dringend gebraucht! Nicht dass seine Tat, als ich darüber nachdachte, mich besonders überrascht hätte. Nachdem ich gesehen hatte, wie Rosemary ihn am Tag des Begräbnisses musterte, hätte mir klar sein müssen, dass sie diesen Plan verfolgte. Ihr Lächeln war besitzergreifend gewesen, beschützend, mitleidig, wissend. Genauso blickt das Edelfräulein in Rossettis gleichnamigem Gemälde – sie schaut auf ihren gequälten Geliebten hinunter, geduldig, stumm, mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln. Ich konnte dieses Bild später nicht mehr sehen, ohne dass mich ein Schauer überlief. Zwar gab es keine körperliche Ähnlichkeit zwischen dem Edelfräulein und Rosemary, aber trotzdem war da etwas – vielleicht in ihrem Lächeln. Oder vielleicht auch einfach in der hexenhaften Übergröße des Edelfräuleins im Verhältnis zu ihrem todgeweihten Geliebten. Möglicherweise erinnerte mich diese Perspektive an Rosemary. Fünfzehn Jahre später schrieb ich ein Buch, eine Überarbeitung meiner Dissertation über die Präraffaeliten, in der ich Rossettis komplexe Beziehung zu schönen, hexenartigen Frauen untersuchte. Auf Papier widmete ich das Buch meinem Kunstdozenten vom College, aber ich wusste, dass ich es für Rosemary und über Rosemary schrieb. Ich nannte es *Das Edelfräulein*. Soweit ich weiß, verkauft es sich immer noch.

Es dauerte fünf Tage. Fünf Tage voller Schuldgefühle und Selbstvorwürfe, bis ich endlich an Roberts Grab ging. Die Kränze und Gebinde waren schon weggeräumt. Man sah nur noch den nackten Erdhügel und ein paar Pflanzen in einer

Steinmulde am Fuß des Grabes. Nur Grün. Keine Blumen. An dem dünnen Stamm einer Pflanze hing eins dieser kleinen Metallplättchen, wie man sie bei einer Gartenschau an den edlen Rosenbäumchen findet. Ich drehte es um, weil ich wissen wollte, was darauf stand.

Rosemary
Zur Erinnerung

Es gelang mir, einigermaßen ruhig zu bleiben, obwohl mich eine Panikwelle zu überrollen drohte. Ich hatte schon zu viel erlebt, um mich von einem billigen Scherz erschrecken zu lassen. Ich wusste ja, dass sie da war. Aber um mir weh zu tun, brauchte es mehr. In dem Moment war ich sogar so naiv zu glauben, dass ich nun, da auch Robert nicht mehr unter uns war, nichts mehr zu fürchten hatte. Sie ist gegangen, sagte ich mir, tot, begraben, vergessen. Ich legte meinen kleinen Strauß aus Mistelzweigen und Stechpalmen oben auf das Grab und wandte mich zum Gehen.

Plötzlich spürte ich sie. Ihre Anwesenheit erfüllte den ganzen Friedhof. Ihr Hass. Ihre höhnische Ironie. Der Duft von Rosmarin wehte zu mir herauf, von der kleinen Reihe grüner Pflanzen, die durch die schrägen Strahlen der Wintersonne erwärmt wurden. Süß und seltsam nostalgisch. Es war der Geruch einer ländlichen Küche. Schubladen mit frisch gewaschenen weißen Tüchern. Bauernmädchen, die ihre langen Haare mit Rosmarinöl kämmt. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass ich sie sehen würde, wenn ich hochblickte. Wie sie mich unter ihren schweren Augenlidern hervor aufmerksam musterte. Ihr bleiches Gesicht, der tragische Mund leicht gekräuselt, aber doch kein richtiges Lächeln ... Ich glaubte so fest an ihre Anwesenheit, dass ich sie, als ich den Blick hob, tatsächlich da stehen sah, im Schatten des Weißdornbaumes, aber sie war nur ein Trug-

bild aus Licht und Schatten, der Friedhof war menschenleer, und ein Büschel aus braunen, gefrorenen Grashalmen nickte fast unmerklich über einer Grabplatte, die ich vorher noch nie bemerkt hatte.

Einen Augenblick lang starrte ich ratlos darauf. Es war ein vergleichsweise schlichtes Grab: ein flacher Stein, der in den bemoosten Boden eingelassen war, und darauf eine kleine schmiedeeiserne Skulptur, vielleicht einen halben Meter hoch. Ein Rahmen. Ein torartiger Rahmen, gekrönt von einer wellenähnlichen Form, und in dem Rahmen eine Tür, die mit Scharnieren befestigt war. In dem Moment ergriff eine Windböe die kleine Tür, drückte sie mit einem kaum hörbaren Quietschen auf, und als der Wind nachließ, fiel sie mit einem leisen Klicken wieder zu. Am Kopfende des Grabes war eine steinerne Mulde mit verschiedenen kleinen Stauden, die im Wind säuselten und flüsterten.

Ja, natürlich. Das musste ihr Grab sein. Es war die Erinnerung, von der Robert gesprochen hatte. Seine Idee. Ich weiß nicht, warum ich näher hinging. Ich hätte es wissen müssen, dass es mir nicht guttun würde. Vielleicht wollte ich herausfinden, was meinem Freund durch den Kopf gegangen war, bevor er sich umbrachte. Als könnte meine Buße an Rosemarys Grab seiner gequälten Seele helfen, endlich Ruhe zu finden. Vielleicht hatte ich ja ein schlechtes Gewissen. Denn ich habe Rosemary getötet, müssen Sie wissen. Ich habe jedenfalls alles dafür getan, dass sie starb. Oder vielleicht trat ich aus dem gleichen Grund näher, weshalb das junge Mädchen in Blaubarts Zimmer schaut, aus dem gleichen Grund, weshalb die Kinder zum Pfefferkuchenhaus gehen oder weshalb der Junge den Geist aus der Flasche befreit.

Ich las die Inschrift. Schließlich war sie der Grund, weshalb ich hier war.

Etwas in mir erinnert sich und wird nicht vergessen.

Rosemary Virginia Ashley

August 1948

Etwas in mir erinnert sich ... Ich kam danach noch oft hierher, ich konnte einfach nicht anders, ich war fasziniert, ich fühlte mich abgestoßen, und ich hatte Angst. Alles gleichzeitig. *Etwas in mir erinnert sich ...* Nur ich, ich allein konnte die Bedeutung dieser Worte wirklich erfassen. Alle anderen dachten, es wäre eine Botschaft von Robert, ein Beweis dafür, wie sehr er seine verstorbene Frau geliebt hatte.

Aber ich kannte Robert besser als die anderen. Mag sein, dass er schwach war, sentimental war er jedoch nie. Ein Teil von ihm war sicherlich mit Rosemary gestorben, aber er hätte niemals sein Herz auf diese Weise offengelegt, damit verliebte Paare auf das Grab starren konnten, wenn sie einen romantischen Spaziergang durch den Friedhof von Grantchester machten. Robert war pragmatisch, und die pragmatischen Männer sind es, die am meisten unter der Liebe leiden, wenn sie wirklich zuschlägt. Gleichgültig, wie die Beweislage aussah – ich wusste, dass er nicht Selbstmord begangen hatte. Dies war eine Botschaft von ihr an mich. Ein trotziger Ruf aus der Welt jenseits des Grabes. Sie ist nicht tot, und sie will, dass ich es weiß. Sie hat alle Zeit der Welt. Und sie erinnert sich.

Aber ich habe keine Angst. Ich bin in Sicherheit. Ich habe immer noch die letzte Trumpfkarte in der Hand. Und soll ich Ihnen sagen, was meine letzte Karte ist? Mein letzter Trumpf sind Sie, mein Freund. Sie glauben mir nicht? Sie werden es bald verstehen. Wenn Sie dieses Tagebuch lesen, werden Sie mich hassen, mich verachten. Aber Sie werden mir glauben. Es ist ganz in Ordnung so, Sie müssen nicht alles auf einmal lesen; legen Sie das Buch ruhig zwischendurch in die Schublade, vergessen Sie es eine Weile, meinetwegen auch

ein paar Jahre, wenn Sie wollen. Aber eines Tages werden Sie wieder darauf zurückkommen. Ich weiß es. Sie müssen einfach früher oder später darauf zurückkommen, weil Rosemary hier ist. Sie wartet. Auf Sie. Genauso wie sie auf mich gewartet hat. Nehmen Sie sich in Acht.

Wenn die Zeit gekommen ist, hängt vermutlich viel davon ab, in welche Richtung ich Sie lenke.

Zwei

Den ganzen Tag über war Alice extrem unruhig gewesen. Auch jetzt noch. Sie knabberte eine Packung Kekse. Stellte den Fernseher an. Ein Schwarzweißfilm, eine Talkshow, ein russischer Zeichentrickfilm ... Sie machte den Apparat wieder aus.

Sie kochte sich einen Tee, setzte sich hin, ließ den Tee kalt werden, kippte ihn in die Spüle, legte eine Schallplatte auf, spielte sie zweimal, ohne hinzuhören, packte sie wieder weg.

Dann nahm sie den Brief, den sie von ihrer Kontaktperson bei Red Rose erhalten hatte, und versuchte, ihr Interesse an dem angebotenen Projekt wieder zu beleben. Es war ein relativ einfacher Auftrag – sechs Zeichnungen und ein Umschlag für einen Liebesroman für Jugendliche mit dem Titel *Heartbreak High*. Unglücklich verliebte Schüler an der Highschool. Das sollte ihr eigentlich nicht schwerfallen. Aber sie hatte fast den ganzen Tag damit verbracht, den Papierkorb mit halbfertigen Skizzen zu füllen, bis sie sich schließlich eingestand, dass sie nicht arbeiten konnte. Und das lag daran, dass sie dieses Mädchen in Joes Begleitung gesehen und seine Stimme gehört hatte.

Dabei spielte Joe doch gar keine Rolle mehr in ihrem Leben! Die Sache mit ihm war aus und vorbei. Ende der Geschichte.

Und trotzdem fühlte sie sich jetzt, da es langsam Abend wurde, sehr einsam. Wäre es nicht schön, wenn das Telefon